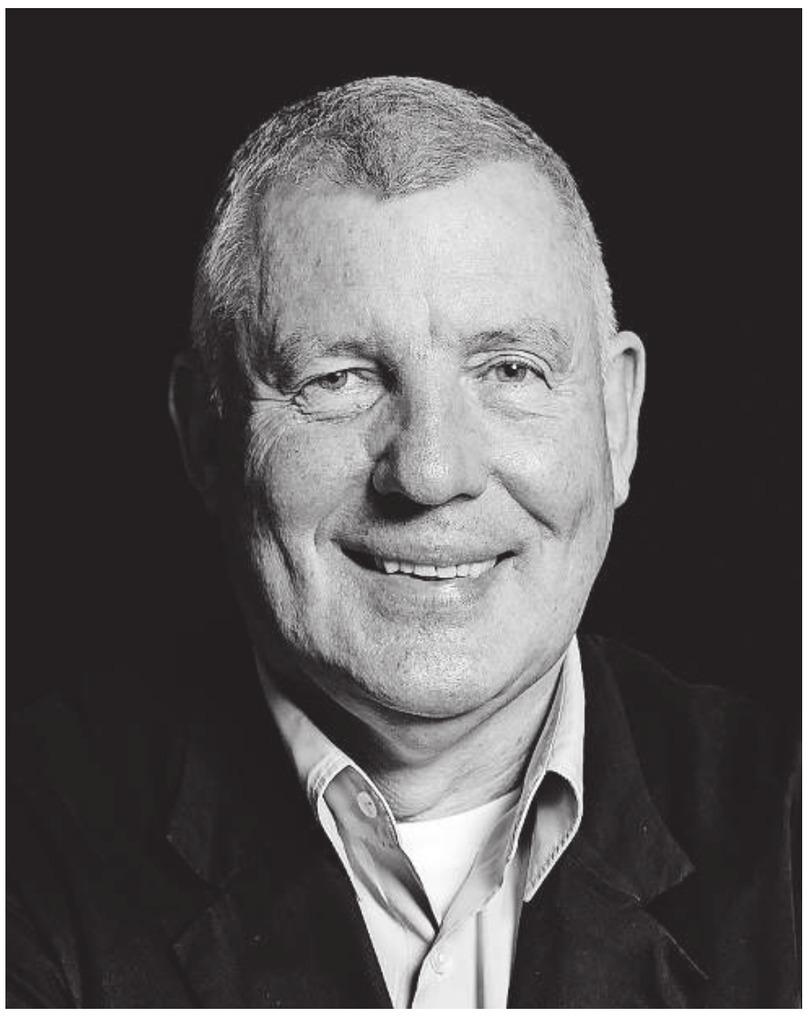




Florian Heinen (links) ist Kinderneurologe und leitet die Neuropädiatrie und die Sozialpädiatrie an der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU). Jörg Noller ist Philosoph und lehrt als Privatdozent ebenfalls an der LMU. Er forscht und publiziert zu einer Philosophie und Ethik des Digitalen. FOTOS: STEFAN HUBER; PRIVAT

„Es geht darum zu lernen, etwas Unbegrenztes zu begrenzen“

Wie lang darf das Kind ans Smartphone, wenn auch seine Eltern ständig online sind? Und warum liebt unser Gehirn das Handy so sehr? Ein Gespräch mit dem Kinderneurologen Florian Heinen und dem Philosophen Jörg Noller.

Interview von Michael Moorstedt

Digitale Geräte docken an frühkindliche Mechanismen der Bindung an, schreiben der Kinderneurologe Florian Heinen und der Philosoph Jörg Noller in ihrem Buch „Das digitale Kind“ und erklären so den Siegeszug des Smartphones. Im Interview sprechen sie darüber, wie vorsprachliche Prägung unsere spätere Gerätenutzung definiert, warum sie trotz allem für weniger Alarmismus plädieren und wie gute Digitalbildung aussehen könnte.

SZ: Herr Heinen, Herr Noller, Sie schreiben von einer „unheimlichen Verwandtschaft zwischen kindlichem Gehirn und digitalen Geräten“. Wie sieht diese Verwandtschaft denn genau aus?

Florian Heinen: Uns interessiert zunächst die Frage: Warum nutzen Menschen seit 2007, seit es also das iPhone gibt, ein technisches Gerät weltweit auf die gleiche Weise, über Altersstufen und Sprachgrenzen hinweg? Ein Marketingtrick allein erklärt das nicht. Ein Gerät, das im ländlichen Ostafrika genauso benutzt wird wie in München, Shanghai oder New York, muss in uns Menschen etwas Grundlegendes ansprechen. Das führt uns zu einer Passung von Technik und Biologie, das führt uns zum Ursprung unserer menschlichen Biologie, und der heißt kindliche Entwicklung. Und hier sehen wir in den ersten Lebensmonaten: Ein Kind kann *zeigen*, bevor es „Mama“ und „Papa“ sagen kann, die Umwelt versteht das Zeigen sofort. Das ist frühe Biologie der Kindheit, das ist Gehirn *und* Hand, und damit landen wir genau dort, wo wir das Smartphone bedienen: bei Daumen, Zeigefinger, Tippen, Wischen, Spreizen und Scrollen. Wir werden über ein motorisches Repertoire aus der eigenen frühen Kindheit angesprochen, einer Zeit, an die wir uns alle nicht erinnern können.

„Wir halten Technik für ein neutrales Objekt, dabei interagiert es mit uns.“

Jörg Noller

Jörg Noller: Das Unheimliche liegt auch darin, dass dieses Instrument in unserem Nahraum steckt. Wir nehmen es mit ins Schlafzimmer, stecken es in die engste Hosentasche. Wir halten Technik für ein neutrales Objekt, dabei interagiert es mit uns und reagiert auf Wünsche, die uns selbst nicht bewusst sind. Es ist keine Person, aber auch kein Gegenstand wie eine Kaffeetasse. Es wird vielmehr zu einem Medium unseres Erinnerns, Kommunizierens und Handelns und erweitert damit in gewisser Weise unsere Handlungsmöglichkeiten. Es ist aber auch ein Konstrukt mit ganz diversen Interessen: Unsere Daten werden ausgelesen und verwertet, und wir wissen nicht, was mit ihnen geschieht. Diese Spannung zwischen der Universalität des Mediums und dem ganz Privaten ist das eigentlich Unheimliche, das Neue. Dabei zwingt uns die Technik nicht zu einem bestimmten Verhalten. Aber sie schafft sogenannte „Affordanzen“: Sie legt bestimmte Handlungen nahe, macht sie besonders leicht und attraktiv.

Im Buch heißt es, das Smartphone sorge für Störsignale in unmittelbarer zwischenmenschlicher Nähe, einem Raum, der bislang engsten Angehörigen vorbehalten war. Was macht das mit den sogenannten digitalen Kindern?

Heinen: Ein Kind ist auf feinste Nuancen geeicht. Sein Blick ist behutsam, den anderen, den Menschen suchend. Das Smartphone kann diese Interaktion empfindlich stören. Dort, wo der Kern von Bindung stattfindet – Augenkontakt, Körperhaltung, Nähe, Berührung –, genau dort agiert plötzlich ein dritter, neuer Mitspieler: das Smartphone. Und der agiert und fordert ununterbrochen: Aufmerksamkeit.

Man denke nur an Eltern, die ins Telefon schauen, während das Baby im Kinderwagen Blickkontakt sucht.

Heinen: Da kann man nur sagen: Liebe Eltern, ihr müsst lernen, dass es auf *euer* Verhalten ankommt, dass Aufmerksamkeit „Smartphone vor Kind“ hochnegativ sein kann, gerade weil man das eigene Kleben am Smartphone selbst vielleicht gar nicht mehr bemerkt. Der Erwachsene ist mit seinem Smartphone beschäftigt und hinter dem Screen entsteht für das Kind Frustration.

Haben wir auch nach 20 Jahren Smartphone noch immer nicht gelernt, wie man die Geräte richtig benutzt?

Heinen: Aus pädagogischer und medizinischer Sicht überrascht vielleicht, wie viel Biologie hier hineinspielt. Die Hand ist der Teil des Körpers, an dem das menschliche Gehirn am direktesten „dran ist“, viel direkter als etwa an den Beinen, am Gehen. Man sieht das bei Jugendlichen am Smartphone ganz eindrücklich: diese Eleganz, diese Geschwindigkeit, mit der sie das Gerät bedienen, als wäre es natürlich. Das ist neu. Es geht um diese Nähe zwischen Feinmotorik, auch kleinster Gesten, und dem Gehirn. Übrigens, alle Religionen kennen etwas Ähnliches: die Gebetsperlen, die man durchzählt, den Rosenkranz oder auch die japanischen Netsuke-Figuren als Handschmeichler. Gerade weil das Smartphone so intuitiv in unserer Hand liegt und die Hand so nah am Gehirn ist, müssen wir körperlich lernen, damit umzugehen. So wie wir lernen, einen Stift oder ein Instrument richtig zu halten, müssen wir lernen, wann wir es weglegen, wann wir es aufnehmen und wie wir uns ändern, schon wenn es erreichbar neben uns liegt.

Trotzdem schreiben Sie: „Kinder brauchen nicht weniger Digitalität, sie brauchen mehr Balance.“ Wo sollen sie die lernen? Schließlich erleben Erwachsene einen kaum geringeren Kontrollverlust angesichts der Geräte.

Heinen: Für mich entscheidend sind Anwesenheit und Gemeinsamkeit. Kinder haben in ihrem Heranwachsen ein enorm sensibles Gespür dafür, wo im Kontakt zu Erwachsenen Ehrlichkeit und Authentizität stattfinden und wo nicht. Wir Erwachsene sollten gegenüber Kindern offen zugeben, dass auch wir uns mit der Selbstkontrolle schwertun. Dann befinden sich Eltern und Kinder auf einer gemeinsamen Ebene mit gemeinsamen Aufgaben.

Soll jeder Einzelne für sich selbst definieren, wie diese Ebene aussieht?

Heinen: Ich bin überzeugt, dass wir für die richtige Balance drei Elemente zusammenkriegen müssen: erstens die Steuerungskraft des Staates, um ein Gegengewicht zu einer milliardenschweren Industrie herzustellen. Zweitens den Erziehenden, der seine Nähe und Verantwortung ganz bewusst einsetzt, um zu zeigen, wie er es macht und wo auch er scheitert. Und drittens die langfristige, adäquate Übersetzung in ein Bildungssystem. Dessen Aufgabe ist es nicht, iPads zu verteilen und sich dadurch digital zu nennen. Es geht darum zu lernen, etwas Unbegrenztes zu begrenzen: Was ist das für eine Faszination, und wie gehe ich in welchem Alter, in welchem Kontext damit um?

Noller: Das würde ich digitale Mündigkeit nennen: die Fähigkeit, digitale Technik zu nutzen, ohne dabei die eigene Urteils- und Handlungsfähigkeit an sie abzugeben. Die entscheidende Frage ist also nicht, ob digitale Technik Teil unseres Handelns wird, sondern ob wir dabei Autoren unseres eigenen Handelns bleiben.

In all den Verbotsdiskussionen wird stets nur über Kinder und Jugendliche geredet. Sollte da noch eine zweite Debatte geführt werden? Dass nämlich auch die Erwachsenen in eine Regression verfallen?

Heinen: Meine persönliche Wahrnehmung ist: Die Verbotsdiskussion hat eine Alibifunktion, eine etwas bequeme Ablenkfunktion. Die Gesellschaft weiß, dass sie hier eine der größten Aufgaben für die nächste und übernächste Generation zu meistern hat, und will nicht wahrhaben, dass unser Bildungssystem dafür nicht aufgestellt ist. Wir verfahren immer noch zu sehr in einem engen Drillschema: Man muss alles lernen, dann kommt irgendein internationaler Vergleich, und man muss möglichst gut abschneiden. Mit der künftigen Wirklichkeit hat das wenig zu tun. Ein sich anpassendes Bildungssystem hieße: weniger Stress, mehr Bewegung, weniger Räume, in denen ich stillsitzen muss, mehr Räume, in denen ich mich bewegen kann. Fächer wie Sport, Kunst und Musik müssen wichtiger werden, nicht unwichtiger.

Sie sprechen sich in Ihrem Buch ausdrücklich gegen den Alarmismus aus, der derzeit in der Debatte rund um Social Media und Kinder herrscht. Wie kommt man wieder zu mehr Differenzierung?

Heinen: Ich hoffe, dass wieder mehr darauf geachtet wird, was Kinder in ihrer Entwicklung so wunderbar und robust auszeichnet. Auf diesem Punkt landen mittlerweile auch alle Metaanalysen. Und auch als klinischer Pädiater sage ich: Wir müssen die Kinder anders ins Boot holen und die Bescheidenheit haben zu sagen, dass wir ein Phänomen noch gar nicht in Gänze verstehen. Das Verstehen gelingt nicht, indem ich behaupte zu wissen, ab welcher Minutenzeit für welches Alter Mediennutzung zu verbieten ist.

„Liebe Eltern, ihr müsst lernen, dass es auf euer Verhalten ankommt.“

Florian Heinen

Dass Verbote wenig bringen, zeigt das Beispiel Australien. Dort wurden Social-Media-Plattformen vor einem knappen Jahr für unter 16-Jährige zur No-go-Zone erklärt. Studien zufolge sind jedoch immer noch zwei Drittel aller Zwölf- bis 15-Jährigen da aktiv. Wie ginge es besser?

Heinen: Anstatt Verbote zu forcieren, sollten wir uns gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen der Aufgabe stellen. Dann gäbe es Unterrichtsstunden, in denen man sich zusammen ansieht: Wer schafft es wie lange auf die Signale seines Smartphones nicht zu reagieren? In denen man darüber spricht, was dieses Ding eigentlich über mich weiß. Diskutieren, wie befreiend physische Distanz erlebt wird. Das sind die Elemente, die wir brauchen: pädagogische Kreativität und natürlich die dementsprechenden Ressourcen, ein Sondervermögen Bildung, um im aktuellen politischen Bild zu bleiben.

In der gymnasialen Unterstufe sieht digitale Bildung eher so aus, dass die Kinder lernen, in einer Excel-Datenbank Einträge zu machen. Einmal im Halbjahr gibt es vielleicht noch einen Projekttag zum Thema Cybermobbing.

Heinen: Dazu kommt ein Phänomen, über das wir noch nicht gesprochen haben. Die Kinder und Jugendlichen sind uns in Sachen Nutzererfahrung – und Nutzerintuition – weit voraus. Jede Familie kennt das: Die Kinder werden gerufen, um zu erklären, wie man die neue Gerätegeneration zu bedienen und einzurichten hat. Eine solche Constellation hatte die Menschheit noch nie. Immer hat die vorangehende Generation der folgenden beigebracht, wie es geht, gerade dann, wenn es um Technik ging. Das Auto war die neue Mobilität, der Vater konnte fahren, und dann lernten es Tochter und Sohn. In der Digitalität ist das nun andersherum. Das zeigt, wie tief und intuitiv die Smartphone-Passung ist. Das ist unheimlich. Aber auch faszinierend. Und, da sind sich Philosoph und Kinderarzt ganz einig, hoffnunggebend, nicht hoffnungnehmend.

Fatales Fingerspitzengefühl

Das Sachbuch „Das digitale Kind“ wirft einen wichtigen Blick auf den Zusammenhang zwischen Gehirnentwicklung und neuen Medien.

Kürzlich im Regionalzug. Eine Horde Sechstklässler hat offenbar Schulschluss und den Waggon für sich gekapert – und bietet dem Mitreisenden einen verstörenden Anblick: Ausnahmslos alle der Elf- oder Zwölfjährigen starren auf ihren Bildschirm. Hier wird kein Buch gelesen, kein Augenkontakt findet untereinander statt. Als Gipfel an Interaktion gibt es mal einen Stoß in die Rippen des Sitznachbarn, um ihn auf ein besonders attraktives Schauspiel hinzuweisen, das sich gerade auf dem eigenen Handy bietet. Was ist denn bloß mit *denen* los?

Der überhebliche Fingerzeig auf die digital verwahrloste Jugend von heute ist der große Fehler – und bietet zugleich die Erklärung für das Dilemma: Seit Jahren verzweifeln Eltern, Lehrer und hauptamtliche Kulturpessimisten daran, dass Kinder und Jugendliche ständig am Handy hängen und kaum von Tiktok und anderen hastigen Verlockungen wegzubekommen sind. Sie zeigen auf den Nachwuchs, der dem Smartphone verfallen zu sein scheint, erlassen Verbote, errichten handyfreie Zonen und streiten über Altersgrenzen. Dabei können die Erwachsenen selbst nicht davon lassen.

Der Körper ist die Erklärung, vielmehr der Finger, genauer: der Zeigefinger. Man mag noch so sehr betonen, dass der Mensch von Geist und messerscharfer Ratio geleitet ist. Es stimmt halt nicht. Der Geist mag willig sein, aber das Fleisch ist schwach, vielmehr: schneller. Genauer: Die Neuronen sind es. Keine Nervenleitung ist so früh ausgeprägt und wird so gefällig und widerstandslos bespielt wie jene zwischen Zeigefinger und Gehirn. Dort sausen die Aktionspotenziale entlang der Nervenbahnen hin und her, geben Tasterfahrungen, Eindrücke und Impulse von den Fingerspitzen in Millisekunden weiter. Deswegen ist das Wischen und Streicheln und Befingern des Bildschirms so kinderleicht, so handschmeichelnd. Und vor allem so gnadenlos attraktiv.

Es ist das große Verdienst des Kinderneurologen Florian Heinen und des Philosophen Jörg Noller, auf diese „beinahe magische“ Abstimmung zwischen der Touch-Welt der neuen Medien und den frühkindlichen Gehirnfunktionen hinzuweisen. In ihrem gerade erschienenen Buch „Das digitale Kind“ zeigen Arzt und Digital-Ethiker, wie die neuen Kommunikationstechnologien der neurologischen Disposition von Kindern *und* Erwachsenen nicht nur entgegenkommen, sondern buchstäblich kinderleichtes Spiel mit ihr haben. Manipulation? Nein – eher eine Frage der Biologie.

Steve Jobs hat die Verführung früh erkannt

Die körperliche Wirklichkeit der Berührungssensoren und Tastkörperchen in den Fingerkuppen, das Netzwerk der Neuronen und Synapsen und ihre überproportionale Repräsentanz in der Großhirnrinde bringen es mit sich, dass erstmals in der Geschichte der Menschheit eine neue Technologie schneller von Kindern erlernt wird als von Erwachsenen. Und diese auf taktilem Spürsinn, besonderer Sensibilität, Feinmotorik und rascher Signalübertragung beruhende neurobiologische Realität hat eine „unheimliche Verwandtschaft“ zwischen den neuen Medien und dem Gehirn begründet, so Heinen und Noller. Um das abgehangene Schlagwort umzuwandeln: Das Kind in uns hat eine neue – eine digitale – Heimat gefunden, und diese Diagnose gilt, sosehr man sich gegen diesen Befund auch sträuben mag, für alle Altersgruppen.

Das sich entwickelnde Gehirn ist allerdings besonders anfällig, besser gesagt: aufnahmefähig. Es will lernen, es giert geradezu danach, neue Erfahrungen und Eindrücke aufzusaugen, Engramme zu sammeln und Nervenbahnen auszubauen. So funktionieren Gedächtnis, Lernen und Persönlichkeitsbildung. Je sinnlicher das Erleben, desto bleibender die Prägung. Hier kommen Architektur und Textur des Touchscreens ins Spiel. Berührung ist die erste Sprache, und vor jeder Form der Verbalisierung findet Kommunikation statt durch Anfassen, Streicheln, Umarmen.

Die abgerundeten Ecken, die glatte Oberfläche, die manuelle Passung des Handys – es braucht nur ein paar wechselnde optische Reize auf dem Bildschirm, und schon ist das Feuerwerk entzündet: die Augen suchen und finden, die Finger spüren, die Nerven bahnen den Weg, die Transmitter tanzen, und das Gehirn verarbeitet diesen Sinnes-Tsunami und kommt so schnell nicht mehr davon los. Das ist der Grund, weswegen schon kleine Kinder intuitiv das Handy bedienen können – und auch viele Erwachsene kaum davon loskommen.



Wischen und streichen und fühlen: Keine Nervenleitung ist so früh ausgeprägt wie jene zwischen Zeigefinger und Gehirn. FOTO: THOMAS TRUTSCHEL/GETTY IMAGES

Das Buch ist eine Einladung, Kinder und ihre Gehirne besser zu verstehen

Die Verführung ist groß, obwohl von Verführung zu sprechen, eigentlich falsch ist. Vielmehr geht es hier um eine körperliche Grundverfassung, eine biologische Konditionierung, die Steve Jobs offenbar visionär erkannt hat, als er 2007 radikal mit dem Stakkato des Tippens und Drückens brach und das erste iPhone auf den Markt brachte. Blackberrys und Tastenhandys waren schon bald nicht mehr gefragt. Man drückte nicht mehr auf Knöpfe, sondern konnte von nun an mit fließenden Bewegungen wischen, scrollen und streicheln. Heinen und Noller plädieren dafür, das Zusammenspiel von neurobiologischer Realität und technischer Attraktivität endlich anzuerkennen, anstatt sich in Verbotsfuror und politischem Aktionismus zu überbieten.

Schwarze Pädagogik mit Überwachung und Strafen, Kontrolle und Entzug hilft nicht weiter. In Zeiten, in denen Erwachsene durchschnittlich 2600-mal am Tag ihr Smartphone anfassen, aber nur 300- bis 800-mal ihr Gesicht und noch seltener ihre Liebsten, braucht es einen aufgeklärten Umgang mit den Geräten. Heinen und Noller verharmlosen nicht, verfallen aber auch nicht in Alarmismus. Sie sprechen eine Einladung aus, die Kindheit besser zu verstehen, das Zusammenspiel von Fingern und Gehirn zu erkennen und eine „Schule der Hände“ zu etablieren. Aufnehmen und Weglegen, Berühren und Betrachten, Hervorholen und Wegstecken gehören ebenso dazu, wie das Aushalten der inneren Spannung zwischen Informationslust, Ablenkung und Verzicht.

Nichts spricht dagegen, Techkonzerne besser zu regulieren und mit einem anderen Plattformdesign den Zugang weniger attraktiv zu gestalten. Damit sei das Problem jedoch nach außen verlagert, das laut Heinen und Noller „in unserer Kindheit begründet“ liege – und sich in Motivationen und Verletzlichkeiten ausdrücke, die „Technik nur sichtbar macht“.

Zurück im Zug, inzwischen nicht mehr in der Regionalbahn, sondern im ICE: Der Großraumwaggon ist zu zwei Dritteln gefüllt, diesmal mit geschäftigen Menschen in Anzug oder Kostüm. Ein ebenso vertrauter wie verstörender Anblick: Kein Augenkontakt, kein Gespräch unter den Passagieren, ausnahmslos alle starren auf ihren Bildschirm. **Werner Bartens**



Florian Heinen und Jörg Noller: Das digitale Kind. Sachbuch. C.H. Beck, München 2026. 188 Seiten, 26 Euro.

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de
webartens
SZ20261015S10853900